



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

χ. χ.: Briefe aus der Kaiserstadt.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

müssen Ihre europäischen Schrullen aufgeben, lieber Freund. Ihre Bedenken gegen Sanct Paul sind grundlos. Die Leute sind ein bißchen geradezu, meinetwegen es aber gut. Die große Mehrzahl, das weiß ich jetzt schon, wird für sie stimmen, und man denkt nicht daran, einem Pfarrer gegenüber, der seine Schuldigkeit thut, nach Ablauf seines Contracts von seinem Kündigungsrechte Gebrauch zu machen. Es sind jetzt bewegte Zeiten, aber man darf sich dadurch nicht irre machen lassen, es kommen auch ruhige Tage, und die wollen wir beide als gute Freunde mit einander genießen.“

Ich versprach mir das zu überlegen, und wir schieden „auf baldiges Wiedersehen“.

Briefe aus der Kaiserstadt.

Berlin, 21. März.

Einen Brief auf anständige Weise mit dem Wetter anzufangen, ist nicht immer leicht. Diesmal geben mir die „Grenzboten“ selbst ausreichende Legitimation dazu. Ich bin kein Freund von Druckfehlerberichtigungen; aber wenn mich der Seher meines vorigen Briefes am 28. Februar mit kühner Metapher die Ansicht aussprechen läßt, daß die Eisblumen am Fenster zu „zerrinnenden Pflanzen“ werden zu wollen scheinen, so macht das freilich dem fröhlichen Frühlingsglauben dieses Jüngers der schwarzen Kunst alle Ehre, allein im Interesse der Wahrheit und Logik erlaube ich mir doch die Bemerkung, daß ich damals an „perennirende“ Pflanzen gedacht habe. Und leider ist meine Befürchtung nur zu gerechtfertigt gewesen, denn heute, drei Wochen später, am officiellen Anfang des Frühling, haucht uns die Eisblume noch immer ihren frischen Morgengruß entgegen und der Erdboden weit und breit hat zum Geburtstage unseres Kaisers nochmals ganz ernstlich das weiße Feierkleid angelegt. Das Wetter paßt zu der politischen Lage. Der parlamentarische Kampf der letzten Woche ist begleitet gewesen von den eisigen Stürmen des Himmels, und die Stimmung, in welcher die Parteien die vierzehntägige Waffenruhe antreten, mag sich der frostigen Pause im Widerstreit der Elemente vergleichen lassen. Dennoch, wie uns felsenfest gewiß ist, daß die schaffenden Kräfte des Himmels und der Erde die verneinende Gewalt des Winters endlich brechen werden, so bürgt uns der warme Pulsschlag, mit dem unseres Volkes Herzen dem Heldengreife im Königsschloß der Hohenzollern entgegen schlagen, daß dem Genius der deutschen Nation der Sieg verbleiben

wird über die finsternen Mächte, die unser junges Reich zu untergraben, zu vernichten trachten.

Indeß, nicht um den düsteren Ernst der Weltlage auszumalen, hab' ich die Feder angefaßt. Vielmehr ist auch heute meine Absicht, den Leser eine Weile spazieren zu führen in der Welt des schönen Scheins, in welche der Bewohner der Kaiserstadt sich nach vollbrachtem Tagewerk aus der Prosa der Wirklichkeit so gern zu flüchten pflegt. Eine maßlose Fülle gab es zu plaudern, wollt ich Alles genau registriren, was unsere zwanzigsache Bühnenwelt uns in den letzten Wochen an Altem und Neuem, an Gutem und Schlechtem geboten. Beobachten wir also weise Selbstbeschränkung!

Die italienische Oper, von deren Debut ich neulich berichtet, gehört bereits der Vergangenheit. Glanzpunkte hat ihr kurzes Leben nicht aufzuweisen. Außer dem Ehepaar Padilla sind nur mittelmäßige, ja kaum an dieses Maß heranreichende Kräfte zum Vorschein gekommen. Das Schicksal dieses Unternehmens wird nun wohl den Gedanken, in Berlin eine italienische Oper zu installieren, auf längere Zeit, wenn nicht auf immer aus der Welt geschafft haben. In der That, wie soll ein Publikum, das in der einheimischen Oper fast durchweg an Künstler ersten Ranges gewöhnt ist, wirkliche und anhaltende Theilnahme für eine Gesellschaft empfinden können, deren große Mehrheit sich aus Unbedeutendheiten zusammensetzt? Ein Ensemble aus lauter hervorragenden Kräften aber aus dem Lande der Sonne nach dem kalten Norden zu locken, dazu fehlt es in der Hauptstadt des sparsamen Hohenzollern reiches an dem erforderlichen Metall.

Das Schauspielhaus hat in der letzten Woche wieder eine Novität gebracht: „Die Modelle des Sheridan,“ Schauspiel in 4 Akten von Hugo Bürger — ein Versuch, ganz ähnlich, wie ihn Gutzkow bei seinem „Urbild des Tartüffe“ gemacht, die Gesellschaft zu zeichnen, welcher der berühmte englische Lustspieldichter und Parlamentsredner die Typen seiner „Lästerschule“ entnommen hat. Ueber die Berechtigung dieser eigenthümlichen Art von Bühnendichtung mögen sich die Theoretiker streiten; es steht fest, daß jenes Gutzkow'sche Stück ein Drama von großer Wirksamkeit ist. Und, wenn man sich auf die dem Bürger'schen Schauspiel gewordene Aufnahme verlassen will, so wird man von demselben etwas Aehnliches behaupten müssen; freilich, ohne dafür die durchschlagenden Gründe auffinden zu können. Abgesehen davon, daß bei Gutzkow die Fabel unendlich inhaltsreicher, mannichfaltiger und spannender ist, läßt sich die Behandlung, die in den beiden Stücken dem Helden wiederfahren ist, gar nicht mit einander vergleichen. Gutzkow's Molière handelt vor unseren Augen, wir erleben es selbst, wie er den vergiftenden Auswuchs der Gesellschaft besiegt und vernichtet. Bürger's Sheridan erzählt nur, was er thun wird oder gethan hat; die einzige Handlung, welche wir unmittelbar

mit ansehen, ist die, daß er sich inmitten einer hochadligen Gesellschaft, eine gegen ihn angesponnene Intrigue durchkreuzend, mit einer unbedeutenden Schauspielerin verlobt, eine Handlung, die unter gleichen Umständen von jedem rechtschaffenen Manne erwartet werden muß. Auch daß seine Worte das Gepräge eines außerordentlichen Geistes trügen, kann nicht behauptet werden. So ist denn der Held in dem Bürger'schen Stück ohne Zweifel am schlechtesten weggekommen. Ungleich besser ist die Charakteristik seines politischen Gegners, des gewaltigen Generalprocurators Lord Thurlow gelungen. Er, seine Nichte Harriet, der Schotte Macgone und die Schauspielerin Lucy Lenley sind Figuren von Fleisch und Blut, mit individuellem Leben, die übrigen „Modelle“ sind mehr oder weniger Schatten. Ueberhaupt entbehrt man während der ganzen Vorstellung das Gefühl der Unmittelbarkeit; es ist, als sähe man diese Menschen und was sie treiben durch einen Schleier. Und vor Allem: das Stück ist durchaus nicht, um diesen abgedroschenen aber zutreffenden Ausdruck zu gebrauchen, auf der Höhe der Situation. Nach des Dichters unverkennbarer Absicht sollen die großen Gegensätze, welche während des amerikanischen Freiheitskrieges das politische Leben Englands beherrschten, das Grundcolorit seines Schauspiels bilden. Die Verwirklichung dieser Absicht aber ist gänzlich fehlgeschlagen. Dagegen darf rückhaltlos zugestanden werden, daß der technische Bau des Stückes ein außergewöhnliches Geschick bekundet. Alles in Allem ist der „durchschlagende Erfolg“, welchen Bürger's „Modelle“ davongetragen haben, zwar abermals ein Beweis der bescheidenen Anforderungen des heutigen Theaterpublikums, immerhin aber wird hier doch etwas ungleich Reelleres, Befriedigenderes geboten, als in gewissen anderen auf der königl. Bühne recipirten „Schau“- und „Luft“-spielen, an denen eigentlich nur die Anmaßung zu bewundern ist, mit welcher sie auf den Markt gebracht werden. Hugo Bürger ist noch jung; man wird von seinem unbestreitbaren Talent noch bessere Früchte erwarten dürfen.

Eine andere dramatische Neutigkeit hat in der letzten Woche das Wallnertheater zum Besten gegeben, einen Schwank, betitelt: „Der Lieutenant und nicht der Oberst“ von Louis von Saville. Die Idee des Stückes ist nicht übel: Ein Oberst, ein Major, und ein Lieutenant von demselben Husaren-Regiment, alle Drei Junggesellen, widmen sich nach glücklich überstandnem Feldzuge auf dem Gute des Obersten in Gesellschaft des Dorfkaplans dem Jagdvergnügen. Da kommen dem Oberst urplötzlich seine drei Schwestern auf den Hals, und zwar mit dem Project, ihn mit der jugendlichen Tochter der Einen, also mit seiner Nichte, zu verheirathen. Anfangs wird der Plan mit Hohnlachen zurückgewiesen, allmählich aber wird der Alte warm, dem Major passiert in einem tête-à-tête mit der einen unverheiratheten Schwester des Obersten ein Gleiches und ein alter Bursch des Obersten beeilt sich, Arm

in Arm mit einem Kammerfächchen das Beispiel seines Herrn nachzuahmen, bis eine derbe Strafpredigt des anderen Burschen über die „Eselei“ seines Kameraden auch die beiden alten Officiere wieder zur Vernunft bringt. Natürlich ist das Ende der Geschichte die Verlobung der Nichte mit dem jungen Lieutenant. Schade nur, daß dieser Schwank in drei Acte auseinander gezogen ist; in einen, höchstens zwei Aufzüge zusammengedrängt, würde er dreimal wirksamer sein. Die Zusammenziehung wäre um so dringender notwendig, als die Komik des Stückes ganz vorwiegend in den Situationen liegt; der Witz des Dialogs ist äußerst mäßig. Das Beste in der Aufführung im Wallnertheater ist übrigens die Nebenfigur des Kaplans, der, beiläufig bemerkt, von dem „Kulturkampf“ noch nicht mit dem leisesten Hauch berührt worden ist, sondern sich noch nach guter alter Sitte am liebsten mit einem wohlgenährten Kapaun und der entsprechenden Flüssigkeit beschäftigt. Herr Lebrun hat durch sein unübertreffliches Geberdenspiel aus dieser Figur ein wahres Cabinetstück geschaffen, dem es vielleicht gelingt, das Ganze auf längere Dauer zu halten.

Die kleineren Theater haben in letzter Zeit größtentheils von Gastspielen gelebt. Am vortheilhaftesten zeigte sich dabei das Stadt- und das Residenztheater. Die erstere dieser beiden Bühnen hat vorzugsweise für die hervorragenderen Nudera des Wiener Stadttheaters als Asyl gedient. Da die betreffenden Künstler sämtlich früher in untergeordneteren Stellungen in Berlin gewesen waren, so war es von doppeltem Interesse, die Resultate der Laube'schen Schule zu beobachten. Wozu man es in derselben bringen kann, haben uns Herr Siegwart Friedmann und Fräulein Kathi Frank gezeigt. Friedmann ist zwar ein Schüler Dawison's, aber den endgültigen Schluß hat er von Laube erhalten. Dawison's Einfluß hat, soviel sich hier erkennen ließ, nur in einer Rolle die ausschließliche Herrschaft behalten: in Richard III. Hier trägt der Künstler nicht nur Dawison's Costüm, sondern er copirt von Anfang bis zu Ende Vortrag, Haltung und Mimik seines unvergeßlichen Meisters; aber er copirt nicht mit der Befangenheit eines slavischen Nachahmers, sondern mit der freien und sicheren Bewegung einer congenialen Natur, und darum mit bedeutender Wirkung. Von Friedmann's selbständig geschaffenen Charakteren dürfte am meisten sein Thorane in Guxkow's „Königsleutenant“ zu loben sein. Er spielt die Rolle mit herzgewinnender Natürlichkeit, frei von Biederkeit, jeder Zoll ein Edelmann. Daß er die gefährlichste Klippe dieses Charakters, die übertriebene Sentimentalität, so geschickt vermeidet, ist ohne Zweifel hauptsächlich dem Laube'schen Realismus zu verdanken. Zu welchen bedenklichen Consequenzen aber dieser Realismus führen kann, zeigte des Künstlers Karl IX. in Lindner's Bluthochzeit. Lindner's Karl IX. ist allerdings gewissermaßen eine psychiatrische Studie. Friedmann läßt sich aber an

der Veranschaulichung derselben nicht genügen, er beschenkt uns auch noch mit einer pathologischen Studie, indem er uns einen von periodischen Hustenanfällen gequälten, mit herben Schmerzen kämpfenden Brustkranken vorführt. Die Leistung wird mit virtuoser Naturwahrheit durchgeführt, aber ganz abgesehen von der Frage, ob eine derartige Darstellung sich noch innerhalb der Grenzen des ästhetisch Zulässigen hält, ist dieselbe auch gar nicht durchführbar. Im ersten Act hat der Zuschauer den Eindruck, als ob dem unglücklichen König jeden Augenblick der Ddem ausgehen könne und im dritten Act, in der Bartholomäusnacht, sieht er ihn rasen wie einen Löwen. Um das Publikum auf diese Disharmonie vorzubereiten, sollte wenigstens gleich auf dem Zettel angezeigt sein, daß Se. Majestät im ersten Act an einem heftigen Catarrh erkrankt sind, nachher aber unerwartet schnell wieder zu Kräften kommen. Im Uebrigen wird die schwierige Rolle von Friedmann durchaus genial gefaßt, nur thut er leicht eine kleine Nuance zuviel. Es mag das an seiner Vorliebe für das Gräßliche liegen. Daß er diese Vorliebe besitzt, scheint mir daraus hervorzugehen, daß er sich uns, nachdem er in theilweise klassischen Rollen die besten Erfolge erzielt, noch in dem Anzengruber'schen „Trauerspiel“ „Hand und Herz“ präsentirte. Es ist dies ein schweizerisches Bauerndrama, aufgebaut mit dem ganzen raffinirten Apparat der Pariser Ehebruchstragödie, nur noch um hundert Procent entseklischer — kurz, das gräßlichste Stück, das man sich denken kann. Der Charakter des Helden zumal, des moralisch und physisch ganz versunkenen Görg Friedner ist beispieldlos abstoßend, und man weiß wirklich nicht, soll man mehr das Genie bewundern, mit welchem der Künstler dieser Figur ein furchtbar wahres Leben einhauchte, oder die Todesverachtung, mit welcher er sich, indem er diese Rolle in sein Repertoire aufnahm, über die Mahnungen des guten Geschmacks hinwegsetzte. — Mehr übrigens, als Friedmann, verdankt Fräulein Kathi Frank der Laube'schen Schule. Als sie das hiesige Victoriatheater verließ, wußte man wohl, daß sie eine schöne Erscheinung sei; daß sie aber das Zeug zu einer bedeutenden Tragödin habe, mögen nur Wenige geahnt haben. Heute sehen wir sie wieder als das demnächstige Mitglied des Wiener Hofburgtheaters. Wie sie jetzt vor uns steht, ist sie die Verkörperung des Laube'schen Prinzips: vortreffliche Klarheit des Vortrags, Correctheit und Deutlichkeit des Spiels, aber überall eine gewisse realistische Härte und Nüchternheit, eine fast grausame Abstreifung des Idealen. Am auffallendsten tritt dies in der Rolle der Maria Stuart zu Tage. Durchaus am Platze war dagegen die Künstlerin als Leonore in Feuille's „Dalila“. Da übrigens Fräulein Frank ihr Gastspiel noch fortsetzt, so kommen wir wohl auf ihre Leistungen zurück.

Einen alten Liebling begrüßte das Berliner Publikum im Residenztheater: Frau Antonie Janisch. Sie gehörte früher dem Wallnertheater an, später Grenzboten II. 1875.

dem Wiener Hofburgtheater. An dieses kehrt sie jetzt, nach kurzer Zurückgezogenheit ins Privatleben, zurück. Ihre Stärke ist heute, wie ehemals, trotz der dazwischen liegenden Jahre, die Ingenuité. Sie debutirte diesmal mit dem sehr zweifelhaften Frauencharakter der Heldin in Feuillet's „Sphinx“, in welcher Partie sie auf die Berliner geradezu befremdend wirkte. Erst mit jener vielbewunderten Rolle der reizenden Unschuld in Sardou's „Alte Junggesellen“ gewann sie mit Einem Schlage wieder alle Herzen und seitdem hat sie fast allabendlich einem dichtgedrängten Auditorium den schönsten Genuß geboten.

X. X.

Aus Schwaben.

Nicht länger als eine Woche war unsere Ständekammer versammelt, als ihre Vertagung bis zum 27. April erfolgte. Aber schon dieser kurze, hauptsächlich durch Präsidenten- und Commissionswahlen ausgefüllte Zeitraum war nicht ohne politisches Interesse. Vor allem fiel die Geschlossenheit auf, mit welcher zum ersten Mal sämtliche übrigen Fractionen des Hauses gegenüber der ca. 14 Mann starken Volkspartei auftraten. Der Abgeordnete Desterlen, welcher jetzt mit dem clerikalen Obertribunalrath Streich sich in die Führung dieser Partei theilt, hatte nun Gelegenheit, an die Hinfälligkeit der irdischen Dinge recht lebhaft erinnert zu werden. Welcher Gegensatz zwischen heute und den Dezembertagen des Jahres 1867, als man Arm in Arm mit den machthabenden Ministern, Angesichts der soeben stattgehabten Besuche des französischen und österreichischen Imperators mit siegesicherer Zuversicht das damals auch nur ca. 14 Köpfe zählende Häuflein der nationalen Parteigänger von oben herab behandeln zu dürfen glaubte, wie war man damals — wir erinnern nur an die Justizcommission — mit dem hervorragendsten Führer der deutschen Partei umgegangen! Und doch mit welchen ganz andern geistigen Kräften trat damals die deutsche Partei in die Arena! Kaum läßt sich ein unglücklicheres Debut denken, als dasjenige, mit welchem soeben die Herren Desterlen und Streich an der Spitze der neu constituirten Linken ihre Thätigkeit begannen. Sie behaupteten nämlich, als bei der geheimen Präsidentenwahl etliche 14 leere Stimmzettel sich in der Wahlurne vorfanden, daß diese Stimmzettel von ihnen und ihren Freunden herrühren und nahmen das Recht in Anspruch, für diese anonymen Zettel eine nicht anonyme motivirte Erklärung über angeblich nicht genügende Berücksichtigung der Minorität bei den Commissionswahlen abgeben zu dürfen. Gewiß ein Unicum für jeden, der sich den Begriff einer geheimen Abstimmung einigermaßen klar zu machen